

Ingrid Noll
Goldschatz

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Gemälde von Cyprien Eugène Boulet,
›Femme au châle vert‹, (Ausschnitt)
© Historic Collection / Alamy Stock Photo

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2019
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
500/19/44/1
ISBN 978 3 257 07054 5

Inhalt

- 1 Das Bauernhaus 7
- 2 Das Meerschweinchen 25
- 3 Saskia 40
- 4 Der Goldschatz 54
- 5 Besuch der Eltern 70
- 6 Kaufrausch 85
- 7 Der Dachboden 99
- 8 Auftritt der Sänger 113
- 9 Teddybär 128
- 10 Flohmarkt 143
- 11 Die Beichte 158
- 12 Semesterbeginn 172
- 13 Die Toten 187
- 14 In der Klemme 202
- 15 Die Rettung 217
- 16 Unter Schock 231
- 17 Puttel 246
- 18 Martina 260
- 19 Die Demütigung 274
- 20 Unter der Brücke 288

- 21 Henrys Zorn 303
- 22 Ein amtlicher Brief 317
- 23 Advent 331
- 24 Finale 344

I

Das Bauernhaus

Arrogante Menschen würden meine Eltern für neureiche Spießler halten. Aber ich lasse nichts auf sie kommen, denn sie haben das Herz auf dem rechten Fleck. Überhaupt halte ich den Ausdruck *Spießler* für fragwürdig, denn es kommt schließlich auf den Standpunkt an. Ich kenne eine Familie, die ihrer Schrankwand aus Eiche mit eingebauter Bar immer treu geblieben ist und auch bei der gesamten Einrichtung nicht auf ein plüschiges Ambiente und Schleiflackbetten mit goldenen Leisten verzichten wollte. Gerade diese stockkonservativen Leute haben einen traumatisierten Flüchtlingsjungen liebevoll bei sich aufgenommen. Mit abwertenden Äußerungen über Stil und Geschmack kann man sich natürlich schnell auf Kosten anderer interessant machen, aber das ist nicht mein Niveau.

Echte Spießler sind nach meiner Meinung nur solche Menschen, in deren Köpfen weder Toleranz noch Empathie einen Platz gefunden hat. Sie müssen nicht unbedingt alt und verkrustet sein, sondern

können auch modern und schick gekleidet daherkommen. Manchmal finde ich sogar, dass in meiner Generation das Bedürfnis nach Sicherheit derart überhandnimmt, dass von fortschrittlichen Ideen oder gar gesunder Aufsässigkeit nur in Ausnahmefällen die Rede sein kann. An unserer Uni sehen viele Studierende aus wie Banker, rundherum adrett, topgepflegt, langweilig, brav. Blütenweiße Hemden und Blusen, dunkelblaue Kaschmirpullover. Keine Spur von Opposition, keine leidenschaftlichen Diskussionen, alle streben mit großem Fleiß nach guten Abschlüssen und der Aussicht auf einen lukrativen Job mit einer gesicherten Rente. Meinem Freund Henry gingen die meisten unserer Altersgenossen derart auf die Nerven, dass er mit Gleichgesinnten einen Klub gründete und ihn *Gegenstrom* nannte. Erst viel später erkannte ich allerdings, dass Henry der Einzige von uns war, der wirklich konsequent seine hochgesteckten Ziele verfolgte. Alle anderen waren etwas halbherzig, Henry konnte sie wohl hauptsächlich durch seine charismatische Ausstrahlung überzeugen.

Wir bewunderten die Generation unserer Großväter, die frischen Wind in die Hörsäle brachten, Kommunen gründeten, Konflikten mit der Vätergeneration nicht aus dem Wege gingen und gegen die einseitig antikommunistische Orientierung der Po-

litik protestierten. In unserem Freundeskreis wollte man bewusst gegen den Mainstream schwimmen und auf übertriebenen Konsum sowie trendige Kleidung verzichten. Bei Smartphone, Computer und Auto wollten wir uns – auch aus finanziellen Gründen – mit Secondhandware begnügen, was zugegebenermaßen meistens nicht klappte. Schon bald spottete man über uns, *Späthippies* und *Spinner* waren noch die nettesten Bezeichnungen, *Penner* und *Altpapiersammler* die unfreundlichsten. Man hätte uns wohl eher akzeptiert, wenn wir uns für eine politische Partei engagiert und zum Beispiel für die Grünen geworben hätten.

Saskia, meine beste Freundin, war zwar nicht ganz so konsumresistent wie wir, aber sie wollte unbedingt auch zum *Gegenstrom* gehören. Und so kam es, dass wir zu dritt eine verwegene Idee in die Tat umsetzten.

Meine früh verwitwete, kinderlose Tante Emma war steinalt geworden und hätte wohl nie gedacht, dass inzwischen eine Generation heranwächst, die ihren altmodischen Vornamen wieder schick findet. Meine Eltern erbten zwar ihr marodes Haus, aber vor dem geplanten Abriss überließen sie es erst einmal mir. Es handelte sich um ein bäuerliches Anwesen am Rande der Stadt, wo man bereits fast

alle Fachwerkhäuser durch moderne Einheitskästen ersetzt hatte. Denkmalschutz bestand bei diesen rustikalen Gebäuden sowieso nicht, die dazugehörigen Äcker lagen einige Kilometer entfernt und waren schon vor vielen Jahren als Bauland verkauft worden.

Beinahe bis zu ihrem Tod hatte meine Großtante ganz allein hier gewohnt, und es war für Henry und mich eine wahre Lust, in ihren Hinterlassenschaften zu stöbern, um ihren uralten Plunder vielleicht verhökern zu können. Wir entrümpelten also fleißig und beschlossen schließlich, das liebgewordene Haus samt Scheune vor dem Abriss zu bewahren. Mir schwebte eine WG vor, am liebsten mit gleichaltrigen Freunden. Vor lauter Enthusiasmus und weil gerade Sommer war, übersah ich allerdings, dass es keine Zentralheizung und nur zwei Kohleöfen gab. Wir hatten kühne Pläne, wollten zum Beispiel im verwahrlosten Gemüsegarten Tomaten und Erdbeeren anbauen und ein paar Hühner anschaffen. Meine Eltern zogen zwar die Augenbrauen hoch und seufzten, aber sie hatten es mit Abriss und Verkauf nicht eilig, ich war ihr einziges Kind und würde sie sowieso einmal beerben. »Macht, was ihr wollt«, sagten sie, »aber erwarte bitte nicht, dass wir Geld in diese Ruine stecken ...«

Henry war von meiner Idee restlos überzeugt,

zudem hatte er handwerkliche Kenntnisse, so dass wir zu dritt – Saskia war von Anfang an mit von der Partie – schon mal probeweise in zwei Zimmern übernachteten. Meine Freundin hatte sich erst vor kurzem von ihrem Partner getrennt und war glücklich, dass sie in Emmas Bett aus Kiefernholz mit hoher Rückenlehne schlafen durfte, denn Henry und ich entschieden uns doch lieber für den Kauf einer Doppelmatratze.

Von der Straße und den Nachbarhäusern wurde das Grundstück durch eine Mauer abgeschottet. Wenn man das knarrende Holztor aufgestemmt hatte, musste man sich zwischen dem wuchernden Unkraut des Vorgartens einen Weg bahnen. Fünf Stufen einer ausgetretenen Steintreppe führten durch einen Windfang in den größten Raum – die Küche. Im hinteren Bereich grenzte der verwilderte Garten an ein ähnlich ungepflegtes Terrain, die Trennungslinie bildete eine viel zu hohe, zum Teil schon schief wachsende Ligusterhecke. Es war eine von Henrys ersten Aktivitäten, dieses Gestrüpp radikal herunterzuschneiden. Dabei stieß er auf verschiedene leere Nester und entdeckte in einem verwitterten Vogelhäuschen das Skelett eines mausartigen Tieres. Nach gründlicher Recherche tippten wir auf einen Siebenschläfer. Wir sollten aber noch auf ganz andere Funde stoßen.

Es war ein heiterer, unbeschwerter Sommer, wir hatten Semesterferien und viel Zeit. Auch Henrys jüngerer Bruder besuchte uns oft. Fridolin musste die elfte Klasse wiederholen und sollte eigentlich in den Urlaubswochen pausenlos lernen. Er saß aber lieber auf dem Küchenfensterbrett, ließ die Beine nach außen baumeln und spielte entweder mit dem Smartphone oder auf seiner Blockflöte, worin er es allerdings zur Meisterschaft gebracht hatte. Im Übrigen war er etwas verpeilt, wie sich Saskia ausdrückte, wahrscheinlich litt er infolge seiner geringen Körpergröße unter Komplexen. Jedenfalls schaute er uns gern beim Putzen und Aufräumen zu, half zwar nur selten, unterhielt uns aber dafür mit virtuoser Musik. Wenn er nicht gerade Flöte spielte, hatte er einen Kaugummi im Mund und roch deswegen immer nach Wrigley's Spearmint. Manchmal brachte er auch sein Meerschweinchen mit, das er mir übergab, wenn er die Flöte ansetzte. Ich hielt das Tierchen auf dem Schoß, kraulte das weiche Rosettenfell und wurde durch zufriedene Quietschtöne belohnt. Henry hatte mir erzählt, dass man seinem Bruder bereits in der Grundschule den Spitznamen *Pumuckl* verpasst hatte, weil er klein und rothaarig war. Auf keinen Fall und auch nicht zum Spaß durfte man ihn damit aufziehen, es handele sich nämlich um ein spätkindliches Trauma. Aber gerade

weil Henry es mir und Saskia so streng verboten hatte, mussten wir bei Fridolins Anblick stets daran denken, dass er ein Kobold oder Troll war, eventuell ein glückbringendes Maskottchen, vielleicht aber auch ein kleiner Teufel. Ich mochte ihn gut leiden.

»Schade, dass du nur ein Meerschwein und keine Ratte hast, dann würde ich dich nämlich Rattenfänger nennen«, meinte Saskia. »Mit deiner Flöte könntest du mal versuchen, die Mäuse aus der Scheune zu locken.«

Die Idee gefiel dem Pumuckl-Rattenfänger. »Darf ich dann auch bei euch wohnen?«, fragte er. Ich schaute zu Henry hinüber, Fridolin war nicht volljährig, letzten Endes mussten seine Eltern einer solchen Entscheidung zustimmen. Henry schüttelte den Kopf und wandte sich seinem Bruder zu: »Spinnst du, Frido? Wenn du das Abi in der Tasche hast, können wir vielleicht darüber reden! Ich habe jedenfalls keine Lust, dich jeden Morgen aus dem Bett zu schmeißen und in Handschellen zur Schule zu schleifen. Außerdem bin ich nicht der Hausbesitzer, sondern Trixi.«

Fridolin tat so, als würde er sich ein Tränchen abwischen. Tröstend versprach ich: »Wenn mal alles fertig ist, kannst du uns an den Wochenenden gern besuchen. Wir könnten auf dem Speicher ein kleines Gästezimmer einrichten.«

Auf dem Dachboden war ich allerdings erst ein einziges Mal gewesen, weil ich mich vor Taubendreck ekelte. Auch Henry meinte, zuerst müsse man unsere beiden Schlafzimmer und die Küche bewohnbar machen, bevor man ins Detail ginge. Aber auch das erwies sich als Sisyphusarbeit, denn mit dem Entrümpeln war es ja nicht getan. Wir brauchten dringend Geld für die Renovierung. Zuerst entfernten wir den Linoleumboden in der Küche und beschlossen, den alten Dielen wieder zu neuem Glanz zu verhelfen. Ein Schleifgerät musste ausgeliehen werden, reichlich Öl für den Holzboden gekauft werden. Neue Tapeten sollten her, doch wir überlegten noch, ob Rauhputz vielleicht authentischer wirkte.

»Der nächste Flohmarkt ist erst im September«, jammerte ich. »Wir müssen versuchen, einen Teil der Sachen schon jetzt zu verhökern!«

Kurz entschlossen startete ich ein Angebot bei eBay und setzte außerdem eine Anzeige in die Tageszeitung: *Privater Flohmarkt mit Haushaltsauflösung eines alten Bauernhauses. Samstag 10 bis 18 Uhr.*

»Ach Zicklein, du hättest mich wenigstens vorher fragen sollen«, sagte Henry mit mildem Vorwurf. Seit wir ein Paar waren, nannte er mich *Zicklein* und sich selbst einen guten Hirten. Saskia hatte

mit Henrys sehr speziellem Humor ihre Probleme, denn sie nahm seine ironischen Bemerkungen allzu ernst, fiel auf seine Späße mit machohaften Sprüchen herein und fand, dass der »gute Hirte« sich allzu viel einbilde. Zicke passe eher zu mir als Zicklein, fand sie. Doch ich lasse meinem Freund seine schottischen Spleens lächelnd durchgehen. Vielleicht war Saskia auch ein bisschen neidisch auf mein Liebesglück.

Ausnahmsweise war sie aber von unserem Flohmarkt-Projekt restlos begeistert. »Das wird einschlagen wie eine Bombe«, sagte sie. »Hoffen wir, dass das Wetter so bleibt! Wenn es zu heiß wird, gehen die Leute lieber ins Schwimmbad, wenn es regnet, sitzen sie vor der Glotze.«

Im Vorfeld mussten wir uns allerdings über die Preise abstimmen, wobei auf einem Flohmarkt natürlich nach Herzenslust gehandelt werden durfte. Henry war nicht ganz glücklich mit diesem Projekt, er hätte Schränke, Tische und Stühle lieber nach und nach auf Hochglanz gebracht, um sie dann als teure Antiquität anzubieten. Ganz abgesehen davon mussten wir uns auch einigen, welche Möbelstücke wir behalten wollten.

Außer ein paar interessierten Sammlern kamen nur die Anwohner unserer Straße, die wir allerdings

noch gar nicht kannten. Im Grunde wollten sie nicht unbedingt etwas kaufen, sondern aus purer Neugierde mal hinter die Kulissen schauen. Wie hatte Tante Emma gelebt, was hatte sie hinterlassen, konnte man vielleicht ein Schnäppchen machen?

»Die alte Dame war so süß«, sagte ein Schulmädchen. »Ich hätte gern ein Erinnerungsstück aus dem Tante-Emma-Laden!«, und sie kicherte über ihr altkluges Wortspiel.

Wenn Tante Emma etwas nicht war, dann süß oder gar eine Dame. Und wahrscheinlich wollte das Mädchen auch keinen Cent ausgeben, sondern ein Geschenk einkassieren. Leicht verärgert überließ ich ihr einen angesengten Topflappen aus orange-farbener Acrylwohle.

»Persönlicher kann ein Andenken kaum sein«, behauptete ich. »Noch im hohen Alter hat meine süße Großtante gern gehäkelt. Dieses Museumsstück kannst du dir jetzt übers Bett hängen.«

Verkauft haben wir an jenem Tag nicht allzu viel, aber es reichte immerhin für ein paar Werkzeuge. Henry war froh, dass er fast alle Möbelstücke noch behalten und restaurieren konnte.

»Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen / Und jedermann erwartet sich ein Fest«, zitierte ich Goethe. Seit ich mit siebzehn bei einer Aufführung

unseres Schultheaters als Souffleuse gedient hatte, kannte ich den halben *Faust* auswendig und nervte zuweilen meine Freunde mit Zitaten. Henry kannte mich aber gut genug, um sofort zu wissen, was ich diesmal im Sinn hatte.

Zur Belohnung für die Plackerei wollte ich ein kleines Einweihungsfest machen; das freundliche Sommerwetter war ideal für einen Grillabend im Vorgarten, den Henry durch unbarmherzige Rodung in eine Art Innenhof verwandelt hatte. Bei dieser Gelegenheit sollten sich unsere Freunde einmal anschauen, was wir bisher geleistet hatten, und überlegen, ob sie bei einer neu gegründeten WG eventuell mitmachen wollten. Henrys bester und ältester Freund Oliver stand ganz oben auf unserer Liste. Auch Martina, Kirsten und Holger kamen in Frage, Marko und Nils, Esther und Anke sollten ebenfalls eingeladen werden. Saskia wollte ihre jüngere Schwester mit Henrys Bruder verkuppeln.

»Fridooo und Dodoooo, das passt doch zusammen wie Deckel auf Topf«, fand sie. Ihre Schwester hieß zwar eigentlich Leonie, erhielt aber von Saskia schon als Baby den Spitznamen »Dodo« nach dem ausgestorbenen Riesenvogel.

Bei den Vorbereitungen halfen Fridolin und die kleine Dodo bereits mit, sie schälte Zwiebeln und Kartoffeln, die er dann etwas einschnitt, salzte, mit

einem Stückchen Butter belegte und in Alufolie einwickelte.

»Kannst du auch Gitarre?«, fragte sie, aber Frido schüttelte bedauernd den Kopf.

Henry lieb einen großen, fast neuen Grill und sorgte für Holzkohle und Biergartenbänke. Ich kaufte Brot und Gemüse und legte die von meiner Mutter gestifteten Steaks nach einem amerikanischen Rezept in einer Mischung aus Öl, Sojasauce und Sesamsamen ein. Selbst mein Vater ließ es sich nicht nehmen, mit einer Wagenladung voller Getränke und einem Korkenzieher vorzufahren. Anscheinend fühlten sich meine Eltern immer noch für mein Glück verantwortlich.

»Wenn die Sonne untergeht, werden wir frieren«, meinte Dodo, sie hatte Decken, Pullover und Wollstrümpfe mitgebracht. Frido beobachtete die Fünfzehnjährige mit sichtlichem Wohlgefallen, immerhin war Dodo bloß einen halben Kopf größer als er. Schließlich trudelten unsere Gäste ein und hatten ebenfalls Naturalien mitgebracht. »Badisches Gras, von der Sonne verwöhnt«, sagten sie grinsend. Man besichtigte das Haus, man zeigte Interesse, ja man zankte sich geradezu, wer hier einziehen durfte, denn der Platz reichte höchstens für acht Personen, wobei sich Paare ja ein Zimmer teilen konnten. Die große Küche sollte als Wohn- und Esszimmer dienen.

Es wurde ein lustiger Abend. Bis in die späte Nacht wurde gegessen, getrunken, gescherzt, gelacht. Schließlich sangen wir aus voller Brust, begleitet von Fridos Flötentönen. Dodo hatte eine schöne Altstimme, am liebsten schlug sie halb vergessene Volkslieder vor, so dass ich mir wie am Lagerfeuer einer Pfadfindergruppe vorkam. Henry stimmte schließlich *Greensleeves* und Klassiker früherer Kultbands wie den Beatles, Queen oder Simon & Garfunkel an, Oliver konterte mit Songs aus den 30er-Jahren. Auch Saskia überraschte mich mit ihrem mädchenhaften, anrührenden Sopran. Um den Geschmack unserer Altersgenossen auch in diesem Punkt zu boykottieren, kamen die aktuellen Lieblingshits sowieso nicht in Frage. Unser Gesang wurde allmählich immer lauter und hemmungsloser.

Da die Toilette im Haus dauernd besetzt war, schlich sich einer der Gäste, ich glaube, es war Holger, ins Gebüsch. Sichtlich betreten kam er wieder zurück. »Wir sollten vielleicht etwas leiser sein«, schlug er vor. »Wir werden belauscht!«

Hinter der gestutzten Hecke hatte er eine glühende Zigarette entdeckt, die dazugehörige Person war im Dunkeln nicht zu erkennen. Schlagartig wurden wir etwas nüchtern, denn wir hatten gerade ausgiebig über die neuen Nachbarn gehetzt.

»Wahrscheinlich kleinkarierte Geizkrägen«, hatte ich behauptet. »Auf unserem Flohmarkt sind sie wie die Aasgeier hier aufgetaucht – gierig und hässlich. Aber wir werden gute Miene zum bösen Spiel machen und immer schön artig grüßen.«

Auch Henry hatte vom Leder gezogen. »Ich bin mir sicher, dass hier keiner die Grünen oder gar die Linken wählt, entweder sie sind an Politik völlig uninteressiert oder stockkonservativ, oder sie engagieren sich für Rechtspopulisten. Doch am Sonntag gehen sie alle brav in die Kirche, spenden sogar für den Tierschutz, aber nie im Leben für Flüchtlinge.«

»Scheinheilig, hartherzig, selbstgerecht und arm im Geiste«, pflichtete Martina bei, die aus einer Pfarrersfamilie stammte, sich aber von ihren Eltern radikal losgesagt hatte.

Es war kurz nach drei, als wir trotz der immer noch glühenden Holzkohle und den Decken froren, und die Stimmung kippte. »Aufräumen können wir auch morgen«, schlug ich vor, die Gäste brachen auf. Saskia sorgte noch dafür, dass ihre Schwester und Frido nach Hause gebracht wurden, dann stieg sie in ihr Bauernbett. Henry und ich warfen uns todmüde auf unsere funkelnagelneue Matratze, doch als es schon bald darauf hell wurde, weckten mich zwei aufdringliche Tauben. Rucke di guh – Blut ist im Schuh, dachte ich. Vorsichtig krabbelte

ich über Henry hinweg und schaute schlaftrunken zum Fenster hinaus. Mir fiel sofort auf, dass der Grill nicht mehr an seinem Platz stand.

Danach konnte ich nicht gleich wieder einschlafen. So manche Probleme gingen mir durch den Kopf. Bestimmt würden wir noch viele schöne Feste hier feiern, aber meine Eltern sollten auf keinen Fall jedes Mal die Kosten übernehmen. Der städtische Flohmarkt würde sicher besser laufen und für einen stattlichen Gewinn sorgen. In einer wurmbefallenen Truhe befanden sich noch zahlreiche, fast neue Textilien, denn für die Aussteuer war vor hundert Jahren je ein Dutzend aller Wäschestücke vorgeschrieben, selbst der Vorrat an Nachthemden reichte wohl bis zum Lebensende. Die gesamte Leib-, Tisch- und Bettwäsche war mit Monogramm und Weißstickerei versehen. Man sah sofort, dass nur ein Teil der Laken, Tischdecken, Kopfkissen und Bezüge ständig gebraucht worden war, der Rest war unbenutzt, zeigte allerdings bräunliche Verfärbungstreifen an den Faltsstellen. Saskia und ich könnten mit Fleiß, Waschmaschine, Stärke und Dampfbügeleisen trotzdem schöne Ergebnisse erzielen. Sowohl die Leintücher als auch die bäuerliche Keramik würden wir hoffentlich noch auf Flohmärkten loswerden, denn nicht alle Menschen kaufen ausschließlich im schwedischen Möbelhaus.

Natürlich gab es auch so manchen Gegenstand, den man nicht einordnen konnte oder der völlig unbrauchbar geworden war. Leider waren wir bisher auf keine wahren Schätze gestoßen – der Ehering eines Vorfahren, ein Granatkettchen und eine goldene Taschenuhr waren die wertvollste Ausbeute, das Essbesteck war leider nur aus abgewetztem Neusilber.

»Alles, was noch halbwegs funktioniert, ist ein kleines Vermögen wert«, hatte Saskia mit leuchtenden Augen behauptet. Die verschlissenen Nachthemden wollten wir aber behalten, denn uns rührten die kunstfertigen Flicker und liebevoll gestopften Löcher. Der etwas steife Flachs war nach jahrzehntelangen Waschvorgängen weich und sanft geworden, eine Wohltat für die Haut. Der Shabby Look war zwar in Schüler- und Studentenkreisen wieder Mode geworden, aber nur auf kommerzieller Basis. Als Ausdruck des Protests gegen maßloses Konsumverhalten wollten wir ihn aber im Sinne der 68er wieder einführen und abgetragene Kleidung nicht einfach wegwerfen.

Auf dem Rückweg von der Toilette schaute ich in Saskias provisorische Schlafkammer hinein, denn die Tür war nur angelehnt. Tatsächlich steckte sie in einem dieser Nachthemden und schnarchte, wenn auch recht dezent. Rechts und links neben

ihrem Bett hingen zwei kleine Bilder, die ihr so gut gefielen, dass sie auf keinen Fall verkauft werden sollten. Wir kabbelten uns sogar ein wenig, denn die Eigentümerin war schließlich ich, die fest daran glaubte, dass man einen schönen alten Rahmen mit Kusshand loswerden konnte, wenn man ihn polierte und das kitschige Bild entfernte. Auf den beiden kolorierten Stichen sah man je ein betendes Kind. Des Knaben Morgengebet lautete: *Gib guter Gott, auf allen Wegen, den theuren Eltern Heil und Segen.* Beim Pendant auf der anderen Seite betete ein Mädchen zur Nacht: *Laß Vater Dir die Eltern mein in dieser Nacht empfohlen sein.* Die Kleine war etwa bis zur Taille abgebildet, faltete brav die Händchen, trug ein rosa Kleid mit grüner Schärpe und passend dazu ein Röschen im Haar. Ihr Blick war hingebungsvoll gen Himmel gerichtet. Der Knabe steckte in einem braunen Kittel, der mit einem gleichfarbigen Gurt zusammengerafft wurde. Ein Spitzenkragen und die goldene Gürtelschnalle zeigten, dass der wohlherzogene Junge nicht aus armem Hause stammte.

Inzwischen hatte ich mich schlaugemacht: Diese Art populärer Graphik wurde wahrscheinlich in großer Zahl für den bürger- oder bäuerlichen Haushalt hergestellt. Im Gegensatz zu den edlen Rahmen aus dunklem Holz mit vergoldeten

Leisten gab es für religiöse oder lüsterne Schlafzimmerschinken kaum noch einen Markt. Nach jener feuchtfröhlichen Nacht schlief Saskia selig zwischen den kitschigen Kinderbildern, und jeder würde bei diesem engelsgleichen Anblick glauben, dass sie keiner Fliege etwas zuleide tun könne. Und ich schon gar nicht.